

dtv

Eine Frau schmiedet ihrem Geliebten goldene Fesseln und kettet ihn an sich, an ihr Haus, an ihr Bett. Sie macht ihn sich in einem präzise erdachten, grausamen Unterwerfungsprozeß untertan: die Rache für die jahrelange Verfügbarkeit und Willfährigkeit, die von ihr erwartet wurde. »Man saust in Ulla Hahns epischer Geisterbahn vorbei an Skizzen schwarzen Humors ... aber auch an kleinen Vitrinen voller poetischer Metaphern, zu deren Produktion das Sensorium einer Lyrikerin nötig sein dürfte ... [Man] liest das Buch, unterhalten von Schwung und Exzentrik, vergnügt-erschrocken zu Ende wie einen Schmöker, der es fertig bringt, zugleich rücksichtslos feministisch und rückhaltlos feminin zu sein.« (Joachim Kaiser in der ›Süddeutschen Zeitung‹)

Ulla Hahn wurde am 30. April 1946 in Brachhausen/Sauerland geboren. Studium der Literaturwissenschaft, Geschichte und Soziologie, Promotion. Lehraufträge an den Universitäten Hamburg, Bremen und Oldenburg, anschließend Redakteurin für Literatur beim Rundfunk in Bremen. Für ihre Lyrik wurde sie mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. 2001 erschien der Roman ›Das verborgene Wort‹.

Ulla Hahn

Ein Mann im Haus

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ulla Hahn
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Das verborgene Wort (13089)
Unschärfe Bilder (13320)

Ungekürzte Ausgabe

Juni 1994

8. Auflage Juni 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

© 1991 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, München

Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Sandra Eisner/photonica

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12745-5

Wovon man nicht laut spricht, das ist nicht da.

Friedrich Nietzsche

I

Sie spielte mit dem Gedanken an einen weißen Hals nicht erst seit gestern, liebte es, Todesarten, Motive, Opfer und Täter durchzuprobieren, hin und her zu kombinieren, ließ Eifersuchtsdramen in Stürzen von Klippen und wackligen Brücken gipfeln, Streitigkeiten in Zankali verzucken, hinter jeder Mülltonne lauerte irgendein Triebtäter einer Rotznase auf. Im Herbst konnte sie an keinem Gemüseladen vorbeigehen, ohne in ihrem Pilzgericht zu schwelgen. Man nehme ein leckeres Häufchen Waldchampignons, bereite es nach den Regeln der Kunst mit Speck, saurer Sahne, einem Hauch Knoblauch vielleicht und rüste in einem gesonderten Töpfchen, das niemand niemals zu Gesicht bekommen darf, gleicherwise den tödlich giftigen Pantherpilz, der dem Waldchampignon zum Verwechseln ähnlich sieht. Man versammle seine besten Freunde und seinen liebsten Feind an einem heiteren Oktoberabend zu frischem Zwiebelkuchen und neuem Wein, die Krönung sollte das Pilzgericht sein. Indem das Trüpplein sein Opfermahl selbständig zusammenklaubt, läßt sich der Vorgang verfeinern. Den Giftpilz hält man natürlich im voraus bereit. Alsdann serviere man die Champignons in einer Schüssel, das Giftgericht wird sauber in die Kelle placiert und dem Erwählten mit Gastgeber Schwung als Auszeichnung eigenhändig auf den Teller getan. Daraufhin die Kelle unbedingt fallen lassen und in der Küche abspülen. Alle anderen

werden aus der Schüssel bedient, wobei man den Kandidaten mit einem Nachschlag bedenken sollte.

Herbst für Herbst entwarf Maria neue Gelage. Früher hatten die Opfer häufig gewechselt. Seit drei Jahren gab es nur noch eines. Hansegon war groß, schön und magerte sie mittels heimlicher Liebe ab bis auf die Knochen. Er war mit der Tochter des hiesigen Wurstfabrikanten verheiratet, der sich zu dieser Position vom Metzgergesellen emporgeschlachtet hatte. Sie besaß das Geld, das Hansegon, der selbst aus kleinen Verhältnissen kam, zur Pflege seiner feinsinnigen Künstlernatur nun einmal benötigte.

»Warte, bis die Kinder groß sind«, hatte Hansegon gesagt. Nun waren die Kinder längst aus dem Haus, aber Hansegon immer noch drin. »Was ist dir?« fragte er, wenn Maria mitten im Akt mit den Zähnen knirschte, ihr Gesicht sich unwillkürlich zur Fratze verzog. Nur der Körper funktionierte noch wie ein dressiertes Tier, jahrelanges Versteckspiel hatte sie das Verbergen gelehrt.

Hansegon war Küster, er liebte sein Küsteramt. Es ließ ihm genügend Zeit für die Leitung des Kirchenchors, den er weit über die Grenzen der Kleinstadt hinaus bekannt gemacht hatte. An den Wochenenden war er bisweilen auf Konzertreisen unterwegs. Daß er aber mit seiner Frau verreisen werde — müsse, sagte er —, teilte er Maria aus heiterem Himmel mit. Nein, keine Auftritte, einfach so. Seine Frau wolle mit diesem Urlaub einen neuen Anfang machen.

Am Abend vor der Reise richtete Maria ein feines Abschiedsessen an. Hansegon hielt sich gern in ihrer Wohnung auf, die mit einigen Erbstücken sparsam

möbliert war. »Nur bei dir bin ich zu Haus«, sagte er immer wieder und auch heute zu ihr, während ihm die heiße Butter übers Kinn in den Hemdkragen tropfte. Er hatte sich daheim für einen Verdauungsspaziergang abgemeldet, vielleicht noch auf einen Sprung in die Kirche an die Orgel.

Sie legte die Linzer von Mozart auf, ein großer roter Rosenstrauß duftete vom Buffet, weiches Kerzenlicht machte das Paar jung und schön, die Flasche Champagner war leer, Maria hatte zwischendurch in der Küche noch ein paar Gläser Sherry getrunken, und da die Zeit drängte, gingen sie nicht ins Bett, weihten vielmehr die frisch aufgepolsterte Récamiere ein, die Maria bei einer Auktion billig ersteigert hatte. Das Möbel zwang die beiden in eine ungewohnte Stellung zwischen Sitzen und Liegen, Hansegons Beine hingen am hinteren Ende ins Ungewisse. Schließlich brachten sie die Sache auf dem Perser zu Ende, daß ihnen die Muster zu wilden Formen und Farben erblühten.

»Ich muß gehn«, sagte Hansegon mit einer Stimme, die hören ließ, daß er schon längst woanders war.

»Aushöhlen müßte man dich«, erwiderte sie und verleibte sich versonnen einen Keks ein, der zu Boden gefallen war. »Aushöhlen, ausbeinen, ausbluten – eine dauerhafte Mumie, eine perfekte Fassade.«

Hansegon lachte verlegen. »Ich muß gehen«, sagte er.

»Nein«, sagte sie, biß ihn in Hals und Ohren, spielerisch, leicht, wie schon so oft. Sie hatte ihm niemals weh tun wollen.

Er lachte, ärgerlich jetzt, wollte sie mit einer Armbewegung, einem kurzen Ruck seines Beckens von sei-

nem Körper abstoßen. Sie klammerte sich, die Arme im Nacken, die Beine unterhalb seines Hinterns verschränkt, an ihm fest.

»Jetzt aber Schluß!« Er bäumte sich auf, sie sich mit. Kein Lachen war mehr in seiner Stimme.

»Ich muß fort«, sagte er.

»Nein«, sagte sie. Auch in ihrer Stimme klang ein ungewohnter Ton. Er verdoppelte seine Anstrengungen, aufzustehen, sie die ihren, ihn niederzuhalten. Sie balgten sich auf dem Boden, zwei verliebte Katzen, bevor es soweit ist. Ihr Kichern war ein wenig zu schrill, es gluckste ihr auf dem Trommelfell wie Wasser in den Ohren. So süß war es, den Widerstand seines Fleisches zu spüren, und es gab nach, wie ihr der Wille des Mannes nie nachgegeben hatte.

»Mein Herz«, stieß er hervor, und sie glaubte zuerst, er meinte sie, doch ließ er sie fahren, griff sich an die Brust und wäre mit dem Hinterkopf auf den Perser geschlagen, hätte sie ihn nicht im Fall gefangen und behutsam hinabgleiten lassen.

»Scht, scht«, machte sie beschwichtigend wie zu einem kleinen, bockigen Kind und strich ihm ein paar Strähnen aus der Stirn. »Scht, es ist nichts, wir gehen jetzt ruhig ein bißchen schlafen.«

Schlaff und gelb lag Hansegon auf dem Teppich. Sie hatte mittlere Dosen dreier verschiedener Schlaftabletten in sein Kerbelsüppchen gemischt, was ihn zu dem Ausruf »pikant! pikant!« und einem kennerischen Zungenschmalzen veranlaßt hatte. Sein Herz schlug schwach, aber regelmäßig. Morgen früh würde er wieder hellwach sein.

So griff sie in seine schweißtriefenden Achselhöhlen und schleifte ihn aus dem Wohnzimmer durch den Flur in ihr Schlafkabinett. Sie hatte das Bett mit Seide bezogen und, obwohl es für die rechte Blütezeit noch zu früh war, eine Gardenie besorgt, die sich süß und faulig in die Dunkelheit verströmte. Die Kerzen im siebenarmigen Silber wandten ihre Flammen Hansegon zu, als sie seinen massigen Männerleib auf ein stabiles Brett bugsierte, das schräg an der hohen Bettstatt lehnte. Sie hatte es mittags herangeschafft, um mittels Hebelwirkung der Schwerkraft zu begegnen. Wippend landete Hansegon in den Laken.

Die kühle Seide sirrte und machte seinen nackten Körper schauern. Sie bettete ihn ordentlich der Länge nach auf den Rücken und schloß ihm Hände und Füße an sechs Goldbarren, ein liebes letztes Andenken an Onkel Leopold, der, bevor er das Metall gemäß seiner Profession in kariösen Zähnen hatte unterbringen können, einem Herzinfarkt erlegen war. Nach Mustern aus einem Buch über die Pestinsel in Neuguinea hatte sie das Gold zu einer geschmackvollen, soliden Fesselung verarbeitet. Die Reifen schimmerten matt – Hansegon liebte das Understatement – und waren zu seinem Komfort innen mit weichem lila Samt gepolstert. Der Mann verdiente Maßarbeit, und Maria liebte ihren Beruf. Kaum hatte sie nach ihrem Umzug in die Kleinstadt die Goldschmiedewerkstatt eröffnet, da bestellte der Küster einen Meßkelch bei ihr. Über der Planung und Ausführung dieses Sakramenträgers kamen sie sich näher, und als er stattlich und bereit auf dem Altar stand, stand Hansegon ebenso vor ihrer Tür.

Maria zog sich aus und schmiegte ihren heißen Körper an den des Mannes, spürte, wie er sich erwärmte, schob die gefesselten Hände beiseite und griff nach seinem Glied. Er seufzte im Schlaf. Wie müde sie war, wie zufrieden.

II

Seit die Nachbarskatze an Rattengift eingegangen war, erwachte Maria jeden Morgen früh vom Geschnatter der Vögel. Heute mischte sich Hansegons Schnarchen mißtönend dazu. Sein Mund stand weit offen, und Speichel lief aus dem linken Mundwinkel auf die Kissen, färbte die dunkelrote Seide schwarz, spitz stach die Nase in die Morgendämmerung. Maria küßte sie leicht, ging ins Bad, duschte und piff das Lied vom Vogelfänger. Ach! Überwältigend süß war dieser Augenblick gewesen, als sie mit ihm gerungen hatte! Sie setzte Teewasser auf und machte sich daran, das Armband einer Kundin, dessen Silberfäden sich verfangen hatten, zu entwirren.

Ein Stöhnen kam aus dem Schlafraum. Maria lief in die Werkstatt, holte starkes Klebeband, preßte dem Erwachenden die Kinnlade unter den Oberkiefer, daß die Zähne aufeinanderschlugen, und klebte die Lippen, die sie wieder und wieder geküßt und belogen hatten, zusammen. Durch die Handfesseln führte sie ein lilagrün geknüpftes Lederband, das sie um den gedrechselten Bettpfosten wand, locker, er sollte sich bewegen, aber nicht fortbewegen können.

Da lag der Mann, da lag der Küster, Küstermann lag da. Maria setzte sich mit einer Tasse Tee zu ihm, zog die gerafften Vorhänge ein Stück in die Höhe, das Morgenlicht schnitt das Bett in zwei Hälften, präparierte die blaugeäderten, geschwollenen Knöchel und gelblich

verhornten Fußsohlen aus der Dämmerung, daß sie sauer aufstoßen mußte und die Decke darüberschob.

Küstermann erwachte, als er sich vom Rücken auf die Seite wenden wollte, was Fesseln und Bänder vereitelten. Klägliche Laute, halb Schnarchen, halb Stöhnen, dann schleichendes Pfeifen, das sich überschlug; Rasseln, als gurgelten Tonleitern aus seinem Brustkorb, aufsteigend, versinkend. Sein Kopf rollte zwischen den Schultern, seine Lider begannen zu flattern, im Sog seiner Zunge zog sich die Haut seiner Wangen nach innen, die Kinnladen malzten, blau gabelte sich eine Ader auf seiner Stirn. Das Beinpaar anhebend, ruckte er hoch, es ruckte das Armpaar; Küstermann lag zuckend in der Seide, in seinen Augen kreiste das Entsetzen.

Ihre Hand zitterte, als sie die Tasse auf den Unterteller klirrte. Kleine Schweißtropfen brachen ihm aus der Stirn, sie tupfte sie trocken, drückte seine Fäuste, die in der Goldschmiedearbeit auf- und niederzuckten, sacht auf sein Geschlecht. Bei der Berührung mit den Fesseln traten ein paar Tropfen vor die Eichel, seit einiger Zeit fiel ihm das Wasserlassen schwer.

Die Flasche stand bereit. Beim Anblick des blitzenden Glases mischten sich in Küstermanns Miene Schauder, Scham und Erleichterung. Er wälzte sich auf die rechte Hüfte, sorgsam führte sie sein Glied bis zur halben Länge in die Öffnung, hielt es fest und spürte, wie nach einigem Zögern der Urin mit kräftigem Strahl unter den Fingern durch das Fleisch floß. Sie sah ihn nicht an, konzentrierte sich ganz auf den Vorgang des Urinierens, hätte am liebsten das Umfeld mit Tüchern bedeckt, wie bei einer Operation. Gewissenhaft achtete

sie darauf, daß das Glied nicht in sein Wasser hing. Das Küstergesicht nahm dabei die Farbe eines auftauenden Tiefkühlhuhns an.

Darauf verteilte sie sein Haar, das er nach Art der Cäsaren trug, vom Scheitelpunkt aus strahlenförmig in die hohe Stirn, strich ihm die Brauen glatt und küßte seine gefesselten Fingerspitzen.

»Und jetzt ein Gläschen Champagner«, befahl sie munter, »man soll morgens mit dem wieder anfangen, womit man abends aufgehört hat.«

Sie füllte ihr Glas, an dem noch die rote Farbe ihrer und der Butterrand seiner Lippen klebten, ihm drückte sie das Getränk in einem Steingutbecher mit Strohalm zwischen die Fesseln. Ob er es aus Bosheit oder Ungeschicklichkeit durchgleiten ließ, wer möchte es sagen. Leise zischend traf der Champagner auf die Seide, der Becher nistete sich in der Leistenbeuge ein.

»Aber, aber«, sagte sie mißbilligend, faßte ihn beim Genick und kehrte sich sein Gesicht zu. Doch er kniff die Augen, in deren Winkeln sich weiße Batzen gebildet hatten, widerspenstig zusammen.

»Aber, aber«, sagte sie noch einmal und küßte ihn auf die Furchen zwischen Augen und Jochbeinen, den Kopf, der ausbrechen wollte, fest umklammernd. Der Gegensatz zwischen den harten Knochen ihrer Hände um seine Nackenwirbel und dem weichen Fleisch ihrer Lippen auf dieser winzigen Mulde seines Gesichts berauschte sie. Während ihr Griff sich verstärkte, schlüpfte sie mit der Zunge unter seine Lider, fuhr über seine Augäpfel, die sich anfühlten wie warme Murmeln, ihre

Zungenspitze wischte ihm die verstopfte Nase aus, sein Rotz schmeckte seifig und salzig.

Als sie von ihm abließ, rutschte er langsam und schief nach unten, bis er die Champagnerpfütze ganz verdeckte. Da hatte sich ihm der Becher so fest zwischen die Beine geklemmt, daß sein Geschlecht dort herauszuquellen schien wie aus der Glücksgöttin überbordendem Horn. »Prost!« Maria nahm einen Schluck. Vorsichtig bohrte sie mit einem Bleistift ein Loch in den Plastikstreifen über seinem Mund und füllte den Becher noch einmal. Küstermann trank in tiefen Zügen, dann sank er wieder zurück.

Inzwischen war sie in Zeitnot gekommen. An einem Samstag vor Weihnachten durfte sie das Geschäft nicht vernachlässigen. Pünktlichkeit auf die Minute war in dieser Kleinstadt bares Geld. Sie flößte Küstermann noch ein wenig lauwarmer Milch ein, schob ihm eine Wolldecke unter den Rücken, deckte ihn zu, schloß seine Fuß- und Handfesseln an den Bettpfosten fest.

Um neun Uhr dreißig stand Maria hinter der Theke. An ihrem rechten Handgelenk hing ein schwerer, goldener Reif mit einer Öffnung, so groß, daß man meinte, sie könnte ihn jederzeit verlieren. Sein Anblick gab ihr Freude und Kraft. Er band sie an den, der in ihrer Wohnung lag, solange sie wollte. Während sie unterm Ladentisch ihr Bio-Müsli löffelte, dachte sie an den Mann in ihrem Bett mit einer Zärtlichkeit, rein und gnadenlos wie nie zuvor.

Der Frau vom Schlachter, die in ihrem fleischfettigen Kittel, mit vollen Backen ein Wurstbrötchen kauend, herübergelaufen kam, verkaufte sie ein Kreuzchen für

die Nichte zum Geburtstag, und es durfte ein goldenes sein, von wegen der Treue zum Glauben, sagte die Tante. Man brachte Ringe zum Weiten und Engermachen. Verschämt nahm ein junges Mädchen ein paar vertrocknete Feldblumen aus einer Schnupftabakdose – eine schöne dänische Arbeit aus dem 18. Jahrhundert –, sie wollte das silberne Herz mit einer Öse an die Kette um den Hals legen.

Gegen Mittag stieg Frau Egon in Reisekleidung aus einem Taxi.

»Ist er fertig?« rief sie in das Ding-Dong der Türklingel, und Maria tastete unter die Theke, tat, als suche sie, wollte Zeit gewinnen, die Küsterfrau beobachten, hielt den Reifen in den Händen, legte ihn wieder zurück.

»Ach wie dumm«, sagte sie, »er muß noch in der Werkstatt liegen. Warten Sie, ich schaue nach.«

»Nein, nein«, sagte Frau Egon, »ich bin in Eile. Ich muß dringend zum Zug.«

»So ganz allein? Und wo soll's denn hingehen?« Marias Fragen vertieften den Purpur der Wangen ins Violette, riefen Flecken ähnlicher Farbe auf dem mächtigen Kinn der Küsterfrau hervor.

»Jaja, allein, oder ja, oder doch nicht so ganz allein, wissen Sie, ich glaube, Hansi ist schon vorgefahren, ja, so wird's sein, er ist schon vorgefahren«, so machte sie sich die Wirklichkeit zurecht, dann, das Kinn in den Nerzkragen pressend, resümierte sie das gewissermaßen ins unreine Gesprochene mit fester Stimme: »Hansi ist gestern abgereist. Ich fahre nun einen Tag später.«

»Jaja«, Maria drehte ihren Armreif, bis er fast

abrutschte. »Ein paar Tage Wintersport tun sicher gut. Haben Sie nicht neulich von Garmisch erzählt?«

»Genau, dahin sollte es gehen, ich meine« – schon wieder nahm die Wirklichkeit überhand – »geht es auch. Aber jetzt–«

Draußen hupte ein Auto, die Frau schrak zusammen, raffte ihre Krokodilledertasche von der Theke und ließ ein unbestimmtes Gemisch aus Kölnisch Wasser, Kampfer und zu lange getragener Kleidung zurück.

»Gute Reise!« rief Maria ihr hinterher, sah noch, wie der Taxifahrer den Rauch einer Zigarette aus dem Wagen blies und das Fenster wieder hochkurbelte. »Gute Reise, gute Reise«, murmelte sie kopfschüttelnd, eine alte Hexe, deren Zauberstückchen plötzlich eine unvorhergesehene Wendung genommen hat. Wohin war die Küsterfrau so eilig aufgebrochen? Maria ließ ihren Armreifen um den Zeigefinger kreisen, rechtsherum, linksherum, warf ihn hoch, fing ihn auf, jonglierte mit Gold und Brillanten, einer war aus der Fassung geraten, sie hatte ihn festgesetzt.

Küstermann lag, wie sie ihn gebettet hatte. Der Schlaftrunk schien ihm Träume zu bescheren, die ihm Fältchen um die Augen machten, als lächle der Mund unter dem Pflaster, seine Hände bewegten sich, das Gold klang dumpf. Sie küßte ihn auf die Stirn. Durch die hochgestellten Jalousien fiel ein Sonnenstrahl auf den Kopf, die Schädeldecke schimmerte blaßrosa durch das schütterere Haar, Maria krönte ihn mit dem Armreif der Gattin.

Ein Glas Champagner machte ihre Bratkartoffeln mit

Spiegelei zu einer vollwertigen Mahlzeit. Es grunzte aus dem Schlafzimmer, das mochte am Zwiebelduft liegen, der die schönsten Träume übertraf. In der Apotheke hatte Maria eine Doppelpackung Aufbaunahrung für Sportler und Rekonvaleszenten gekauft. »Das ist vernünftig«, hatte der Apotheker gesagt, der sich seit Jahren besorgt um ihr Gewicht zeigte und immer wieder »Essen, essen« mahnte.

Küstermann sog die schleimige Flüssigkeit begierig ein, nickte, als sie ihn fragte »Mehr?«.

Nun saß sie da mit Küstermann, Kraftkost und Urinflasche, und es verlangte ihr alle Disziplin, die sie aufbringen konnte, ab, ihn nicht zu befreien. Sie hatte ihm die Hände gefesselt, da waren ihr seine Arme verschlossen, ihm den Mund verklebt, da war es mit seinem Reden, seinem Küssen vorbei, vorbei mit all dem Saugen und Lecken, Schmeicheln und Liebestun. Schlaff hing auf dem leicht gekrümmten, links abgewinkelten Schenkel das Küstergeschlecht.

Seine Augen, die sonst glänzten wie frischlackierte Knäufe, hatten sich über Nacht mit einem milchweißen Film bedeckt. Ihr unentschiedenes Grau, das bis in feinste Nuancen die Farben der Dinge, die sie anschauten, aufnehmen konnte, lag als schorfiger Schieferkranz um die geweiteten Pupillen, den Augapfel durchzogen dünne Äderchen, entzündet, rot. Maria roch die Sonne auf seiner Kopfhaut, das Schmalz seiner feinen, fettsträhnigen Haare. Um die Wurzeln schuppte die Haut wie grauer Schnee. Sobald sie ihr Gesicht dem seinen näherte, kniff er die Augen zusammen, als genüge es, nur den Blick zu verschließen, damit sich die Wirklichkeit ändere.

Ihre weitere Beschäftigung mit Küstermann machte es nötig, seine Beine zu spreizen. Sie glitt nach unten, klinkte die Füße auseinander und ließ die rechte Fessel in das Gegenstück am Pfosten schnappen. Tagelang hatte sie den Griff, bei dem alles auf Schnelligkeit ankam, in der Werkstatt geübt.

Dennoch traf sie sein linkes Knie am Ohr, daß ihr Kopf an die Kante der Konsole schlug, der Kiefer verrutschte und sich die Muskeln den Nacken hinab bis zu den Schulterblättern verkrampften.

Sie hatte mit seiner Körperkraft gerechnet, ihr Wendigkeit entgegensetzen wollen, war auch gleich wieder bei sich und sah nun, wie der an beiden Armen und einem Bein gefesselte Mann alle Widerstandskraft, alle Verzweiflung, allen Protest, allen Stolz in die Bewegung seines freien Beins konzentrierte.

Das Bein raste gegen den zur Starre gezwungenen Körper, zunächst mit stark durchgedrücktem Knie, Ober- und Unterschenkel bis in die Zehen gestreckt, die linke Hüfte bäumte sich mit auf, alles zuckte steif und steil in Richtung der Zimmerdecke, eine Karikatur der geballten, gegen Himmel und Herrschaft gereckten Faust. Wüste Laute drangen aus der Kehle, brachen sich am Mundpflaster. »Küsterbein, Küsterbein«. Sie saugte sich fest an diesem Wort, bis es jede Bedeutung verlor — magische Laute, die sie bewahrten, auf und davon zu fliegen, mit diesem Bein zur Hölle. Zur Hölle, wo sie nichts anderes mehr von Küstermann hätte als ewig dieses Bein.

Dieser Verbund aus bleichem Fuß, dürrem, gelbem Unterschenkel mit schütterem, schwarzem Bewuchs auf